

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Sergej Lebedew**  
**Menschen im August**  
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## Prolog

Oh, Buch der Zwietracht, Handschrift des Unglücks! Es wurde weiß Gott in guter Absicht, für ein hohes Ziel geschrieben: um die brüchigen Lebenslinien der Nachkommen zu richten, sie vom fatalen Familienerbe zu befreien und zu schützen vor den Fallen des Lebens, die in der Vergangenheit wurzeln.

Und um die Zukunft günstig zu stimmen, blieb ein Mensch von den Schilderungen ausgeschlossen und wurde nicht auf die Arche des Manuskripts gelassen; er blieb draußen, im Dunkeln – wie man denen Einlass verwehrt, die sich beschmutzt haben und andere beschmutzen können. Aber diese scheinbar richtige Entscheidung ließ das alte Fatum in einem neuen Samenkorn aufkeimen. Durch sie wurde das Buch zum Beginn eines teuflischen Spiels, das sich über Generationen und Epochen hinzog.

Aber ganz am Anfang dieses Wegs, im Herbst 1991, war das Buch ein großartiges Geschenk, eine ersehnte Begegnung; es schien genau zum richtigen Zeitpunkt aufzutau- chen, ein Buch als Kündler großer und kleiner Veränderungen, die sich im Land und mit den Menschen vollzogen.

Was waren das für Monate! Auf der Lubjanka, wo im August der Eiserne Feliks dumpf auf dem Asphalt aufschlug, herrschte das Gefühl vor, dass hier und jetzt ein neues Land

entstand. Wir waren bereits ein Teil von ihm und mussten nur noch einige Anstrengungen aufbringen, um uns von unserem traurigen und düsteren Erbe zu lösen. Mit der Wahrheit über die Vergangenheit würden wir deren Fehler nicht wiederholen, und die Geschichte ginge einen neuen Weg.

Zum unauffälligen Helden dieser Zeit wurde für mich der Bergsteiger, der zum Denkmal für Feliks Dzierżyński hinaufstieg, um ihm ein Seil vom Arm des Krans umzuwerfen. Er kletterte hinauf, warf es, stieg hinunter – und war weg, verschwunden in der Menge, unerkennbar; einer von Hunderten, Tausenden und Abertausenden junger Menschen, der »Menschen im August«, wie ich uns damals nannte.

Das bronzene Götzenbild war gestürzt, die verlogene Vergangenheit verworfen. Und die wahre Vergangenheit lag in diesem Buch, einem Manuskript in braunem Leineneinband, dessen Heftrücken mit einem rauen, gewachsten Faden genäht war. Einem unerwarteten, unvermuteten Manuskript, das mir meine Großmutter Tanja in den letzten Augusttagen gab.

Als Kind wusste ich als Einziger in der Familie, dass sie einen Text schrieb, und ich ahnte, dass es ihre Memoiren waren. Aber so ging es Jahr um Jahr, manchmal konnte ich monatelang nicht beobachten, dass sie sich an den Tisch setzte und das Heft aufschlug. Ich hatte mich bereits an die Endlosigkeit ihrer Niederschrift gewöhnt und meinte, es sei ein innerer Dialog, der nicht für einen außenstehenden Leser bestimmt war. Dann, Ende der achtziger Jahre, erkrankte meine Großmutter, die Beschwerden wechselten einander ab, und für einige Jahre war das Heft mit ihrer Handschrift irgendwohin verschwunden. Verschwunden war es damit auch aus meinen Gedanken, ich vergaß es mit der leichtfer-

tigen Eile eines Heranwachsenden, der die Tage verschlingt. An das Manuskript zu denken hätte bedeutet, eine trügerische und eigentlich unbegründete Hoffnung am Leben zu halten.

Eine Hoffnung? Ja.

Wenn ich darüber nachdachte, fühlte ich, dass das Heft meiner Großmutter in dem Leben, das ich lebte, etwas geradezu Verbotenes und Undenkbares darstellte. Ich verfügte nicht über geniale Geistesschärfe, empfand aber trotzdem – wie man eine Gefühlslage, eine Gestimmtheit empfindet –, dass ich mich auf dem unergründlichen Terrain des Verschweigens bewegte.

Bei einem Kind gibt es die ursprüngliche Gewissheit, dass Erwachsene gleichwie ein anständiges Leben führen. Ja, sie erzählen dem Kind nicht viel, denn dafür ist es »noch zu klein«, und zu den Geheimnissen der Erwachsenen vorzudringen gehört zu den aufregendsten Beschäftigungen in der Kindheit. Aber wie kann ein Kind ahnen, dass es eine Menge von Dingen gibt, die generell aus dem Bereich des Aussprechbaren entfernt wurden, dass es eine Sprache gibt, in der geschwiegen wird?

Ohne die Zusammenhänge zu sehen, fallen einem Kind nur Merkwürdigkeiten auf, unvermittelte Pausen in einem Gespräch, und es fühlt, wie seine Nächsten auf einmal zu Fremden werden, die irgendetwas streng zu bewachen scheinen. In den dreißiger und vierziger Jahren sorgte ein Maulkorb für das Schweigen; Anfang der achtziger Jahre war der Maulkorb weg, doch man war an ihn gewöhnt, er war bereits mit der Persönlichkeit verwachsen und scheinbar genuiner Teil des Menschen. So wird Schweigen zur *Schweig-samkeit*, wird eine Erscheinung zur Eigenschaft, und nie

würde man diese vermeintliche Eigenschaft mit den wahren, aber unbekanntem Gründen ihrer Entstehung in Verbindung bringen.

Großmutter Tanja war sozusagen eine Adeptin dieser Schweigensreligion. Anderen Menschen waren zumindest ein Rest des Unausgesprochenen und die Last des Ungesagten anzumerken, die ihnen auf der Seele lagen; bei Tischgesprächen brachen Wörter aus ihnen heraus, die unverständlich waren und sich vor sich selbst zu fürchten schienen. Großmutter Tanja hatte diesen Fluss der Wörter in sich abgeschnitten wie ein Mönch im höchsten Grad der Entsagung; ihr Schweigen war ein innerliches.

Meine Eltern hatten eine eigene, absolut überzeugende Erklärung dafür, warum Großmutter Tanja sich nicht gern an die Vergangenheit erinnerte oder von ihr sprach; diese Erklärung bestand aus zwei Teilen.

Erstens hatte sie als Redakteurin bei »Politisdat« gearbeitet, einem Partieverlag für politische Literatur. Und auch wenn ihr Lektorat rein technischer und nicht ideologischer Natur gewesen war, gingen meine Eltern davon aus (was wahrscheinlich teilweise zutraf), dass Großmutter Tanja an die strenge Disziplin in den Abteilungen, Fluren und Zimmern von »Politisdat« gewöhnt war, wo man die offizielle Vergangenheit gewissermaßen *produzierte* – also niederschrieb, leicht retuschierte und für gültig erklärte. Zweitens gab es ein Familiengeheimnis, das so kunstvoll präsentiert wurde, dass es nicht wie ein Geheimnis wirkte. Mein im Krieg geborener Vater war ohne Vater aufgewachsen; er hatte ihn nicht gekannt, so wenig wie ich meinen Großvater. Über ihn wurde nie gesprochen, es fehlte an jeglichen Beweisen seiner Existenz; selbst der Vatersname meines Vaters –

Michajlowitsch – schien willkürlich gewählt und hatte hinsichtlich einer Verwandtschaftslinie nichts zu bedeuten. Anstelle des Menschen war wie bei einem amputierten Bein eine auffällige, selbstredende Leere geblieben, die keine Fragen aufwerfen konnte; als komme es eben vor, dass Kinder aus dem Nichts geboren werden, durch die Umstände, ohne Beteiligung eines Mannes.

Parallel dazu und in absolutem Gegensatz zu dieser Leere existierte eine Legende, eine Geschichte, die sich Großmutter Tanja wahrscheinlich für meinen noch nicht erwachsenen Vater ausgedacht hatte. Nach dieser Legende war Großvater Michail Funker gewesen, hatte meine Großmutter noch vor dem Krieg auf einer Sportlerparade kennengelernt, sie hatten sich ineinander verliebt und wollten heiraten, aber dann begann der Krieg, und Großvater Michail geriet mit einer Gruppe von Kundschaftern weit hinter die deutsche Front, fast nach Deutschland selbst. Vielleicht war er dort gefallen, vielleicht lebte er auch noch, vielleicht war er immer noch in Deutschland hinter dem »Eisernen Vorhang« und sandte geheime Depeschen. Meine Großmutter hatte diese Figur für ihren Sohn geschaffen, dessen Altersgenossen auf ihre heldenhaften Väter, ob tot oder lebendig, stolz waren. Sie hatte ihn eingeladen zu einem Spiel der Phantasie, und er hatte dieses Spiel selbstverständlich angenommen.

Von da an führte dieses Phantom in unserer Familie ein Eigenleben; alle wussten zwar, dass es sich bei dieser Legende um eine Lüge handelte, weil es aber eine wohlmeinende Lüge war, nahm man sie durch die ständigen Wiederholungen und aus Gewohnheit an, als sei es die Wahrheit.

Auch ich glaubte bis ins Jugendalter an diese Legende; ich weiß nicht einmal mehr, wer sie mir erzählte. Mit elf oder

zwölf Jahren wurde mir klar, dass die Geschichte vom Spionage-Funker ein gutgemeinter Betrug war. Aber erstaunlicherweise zerstörte meine Entdeckung die Legende nicht; es füllte immerhin die Leere aus und bot einen gewissen Hinweis auf die reale Existenz meines Großvaters. Ich war fasziniert, wie langsam und konsequent sich eine Schwindelei mit der Realität verwob, die dann für meine Kinder, sollten sie geboren werden, zu einer wahrheitsgetreuen Überlieferung werden würde.

Meine Eltern schienen zu meinen, hinter dem Schweigen meiner Großmutter über Großvater Michail verberge sich eine persönliche Tragödie; er sei nicht einfach nur an die Front gegangen, gefallen oder vermisst; nein, wahrscheinlich hatte er sie und das Kind sitzenlassen, war zu einer anderen Frau gegangen, hatte sich als ehrlos erwiesen; vielleicht hatte der Krieg seine Feigheit offenbart, er war vom Schlachtfeld geflohen, verurteilt und erschossen worden.

Bemerkenswerterweise äußerte nie jemand die Vermutung, Großvater Michail könne Kriegsgefangener oder Wlassow-Anhänger<sup>1</sup> gewesen sein, könne nach der Gefangenschaft in ein sibirisches Lager verbannt oder wegen Kritik an der Sowjetordnung verhaftet worden sein, wie zum Beispiel der Artillerie-Hauptmann Solschenizyn. Das wäre ein Historiendrama mit politischem Beigeschmack gewesen, und im Fall meiner Großmutter sah man in erster Linie eine private, man konnte sogar sagen – weibliche Tragödie (oder wollte sie sehen?); eine schöne, achtbare Frau war in vielerlei Hinsicht an *den Falschen* geraten.

1 Die Anmerkungen stehen am Ende des Bandes ab Seite 359. Im Text sind die Stellen mit \* gekennzeichnet.

Ein solcher Standpunkt lieferte unter anderem eine hervorragende Begründung, warum man Großmutter Tanja nicht nach Großvater Michail fragen sollte; als *private* Tragödie gehörte er ihr allein, es war eine Geschichte der verletzten Gefühle. Niemand fragte sie also, und mir kam es so vor, als ob diese Konstellation allen gelegen kam, schließlich fürchteten meine Eltern unterschwellig, das von Großmutter gehütete Geheimnis sei in Wirklichkeit gar nicht so privat; überhaupt gab es in der Vergangenheit so einiges, vor dem uns Großmutterns Schweigen bewahrte.

An der Wand von Großmutterns Zimmer hing eine Vielzahl alter Fotografien – mein Urgroßvater, meine Urgroßmutter, die Geschwister meiner Großmutter, nahe und entfernte Verwandte; sie nahmen gleichsam ständig am Familienleben teil, beobachteten zum Beispiel meine kindlichen Späße auf Großmutterns Sofa, sahen, wie ich Spielkarten vertauschte, wenn ich beim »Durak« schummelte, oder wie ich einen Trupp von Spielzeugsoldaten abkommandierte, der die deutschen Positionen hinter dem Hügel des Kopfkissens stürmen sollte.

Aber meine Großmutter erzählte mir nichts über sie. Deswegen war deren Anwesenheit nur imaginär. Die Fotografien, die so ausdrucksstark, so echt waren, versperrten und versiegelten in Wirklichkeit den Zugang zur Vergangenheit, als seien sie namenlose Schutzgeister über unserem Heim.

Im August 1991 meinte ich, Großmutterns Manuskript stoße diese Tür zur Vergangenheit auf. Sie ließ das Heft einfach bei mir auf dem Tisch liegen, ohne ein Wort, ohne eine Notiz, wie etwas Selbstredendes, das der Gang der Ereignisse hervorgebracht hatte – gestern noch undenkbar, heute unvermeidlich. Dreihundert Seiten, beschrieben mit verschiedenen Stiften, verschiedenen Tinten, Seiten, die bereits



angegilbt waren – die Niederschrift wurde vor sehr langer Zeit begonnen.

Noch nicht wissend, worüber Großmutter Tanja eigentlich geschrieben hatte, war ich schon sicher, das Dunkel der Vergangenheit würde verschwinden, sobald ich ihre Erinnerungen gelesen hätte. Ich würde alle und alles erkennen, würde neu geboren und ginge in ein neues Leben, das Buch selbst führe mich dorthin.

Auch ohne eine Erklärung meiner Großmutter wusste ich, dass das Buch mir gehört, für mich bestimmt war, und ich meinen Eltern wohl nicht davon erzählen sollte. Meine Großmutter hatte diese Botschaft nur mir zugedacht, die anderen hielt sie nicht für fähig, sich zu wandeln, deswegen hatte sie auch alles geheim gehalten. So gewaltig war das Gefühl des Besitzens, das Gefühl des *Vollzugs*, dass ich die Lektüre des Manuskripts von Tag zu Tag verschob und diese Zeit, ähnlich dem Vorgefühl der Liebe, auskostete; wahrscheinlich war das der erste Fehler in einer langen, langen Kette.

Eines Abends ging ich mit dem Manuskript auf den Balkon und dachte, ich würde an diesem Tag mit dem Lesen beginnen; dazu brauchte ich Wind, Blätterrascheln, Dämmerung, erste Sterne – als Vorspiel zur Lektüre. Ich bemerkte nicht, hörte nicht, wie mein Vater nach Hause kam, zu mir ins Zimmer trat und mich mit dem Manuskript in der Hand antraf.

Selbstverständlich fehlte es mir an Gleichmut oder Verschlagenheit zu sagen, es sei ein Schulheft. Auch wenn er sich nichts anmerken ließ, war mein Vater äußerst erstaunt und beleidigt – warum hatte Großmutter ihre Memoiren mir und nicht ihm, ihrem Sohn gegeben?